

## Auf abenteuerlicher Spurensuche

**Marokko ist nicht nur wegen seiner Königsstädte eine Reise wert. Unter dem kargen Boden der Hamadas im Süden des Landes schlummern Schätze ganz anderer Art. Viele Millionen Jahre alt, verwittern in einsamen Wüstentälern unter sengender Sonne noch Relikte der Urzeit. Doch die Wege dorthin sind weit. Und um sie zu finden, braucht man eine gute Portion Glück.**

Text & Fotos: Dr. Klaus Sparwasser

"Schnapsidee" denke ich und starre zum x-ten Male auf den Kartenausschnitt. Die verknitterte Kopie des Artikels aus einem Wissenschaftsmagazin gibt einfach nicht mehr her. Im Stillen verfluche ich die irreführende Geheimniskrämerei moderner Urzeitforscher. Ganz Afrika so groß wie eine Streichholzschachtel und irgendwo links oben zwischen Marokko und Algerien ein winziger schwarzer Klecks.

Dort hat ein amerikanisches Expertenteam vor Jahren den Schädel ausgegraben. Er gehörte zu einem riesigen, zweibeinigen Raubsaurier mit furchteinflößendem Gebiss. Mit geschätzten neun Metern Gesamthöhe war er noch gewaltiger als der größte bekannte *Tyrannosaurus Rex*.

Jener kleine schwarze Punkt, dessen Zentrum in die zerklüftete Landschaft der Kem-Kem-Berge im Süden Marokkos weist, die fließend zu Algerien hinüberreichen, ist das Ziel unsere Reise.

Nichts als Steine also, verwitterte Fossilien aus einer Zeit, als die Erde noch unter den Tritten riesenhafter Dinosaurier erbebte, irgendwo in den steinigen Wüstengebieten jenseits des hohen Atlas. Abenteuer und pure Entdeckerlust - Indiana Jones lässt grüßen.

Der dicke Schornstein der Autofähre von Sete nach Nador stößt dunkle Rauchschwaden aus, die eine leichte Brise über das blaue Meer verteilt. Am Horizont taucht schon seit einiger Zeit die deutlicher werdende gebirgige Küstenlinie Marokkos auf. Afrika und deine Urzeitriesen, wir kommen. Wir haben uns auf diese Reise lange vorbereitet und einen Unimog L 1300 aus Militärbeständen expeditionsmäßig ausgebaut.

Rechtzeitig zu unserer Ankunft in Nador verschleiert sich der Himmel, und ein stürmischer Wind jagt Sandfontänen durch die Gassen am Hafen. Die Sonne wird zu einer bleichen Messingscheibe. Es knirscht zwischen den Zähnen. Für Wüstenreisende das untrügliche Zeichen der Ankunft. Selbst die Zollbeamten haben bei diesem Wetter keine große Lust, tiefer in unserem Aufbau herumzustöbern.

Über staubige Straßen, vorbei an Eselskarren, Melonenhändlern und winkenden Menschentrauben, die alle etwas zu verkaufen haben, erreichen wir die Ausfallstraße nach Süden. Das Land wirkt schmutzig und grau. Die unzähligen Plastiktüten, die der Wind in die Äste der Olivenbäume gehängt hat, passen nicht ganz zu dem Bild von Marokko, das wir im Kopf herumtragen.

Auf den nächsten Kilometern ändert sich wenig. Trostlose, topflache Ebene, ohne Baum und Strauch, nicht einmal dürres Gras wächst hier noch. Dahinter die Erhebungen des Atlas am Horizont wie aus Blei gegossen, kaum wahrzunehmen. Im Sandsturm fahren wir

durch eine gespenstische Landschaft, Kilometer auf Kilometer verschwindet in den Staubfahnen über holprigem Asphalt.

Bei Oulad Rezzag suchen wir vergeblich eine Palmenoase westlich der Straße mit angeblich guten Campmöglichkeiten. Die Oase finden wir, aber von Palmen keine Spur. Vielleicht sind sie vor lauter Staub nur nicht zu sehen. Johlende Kinderscharen umringen uns und machen es schwer, einen Weg aus den engen Gassen zu finden.

Hinter Missouri finden wir schließlich ein ruhiges Plätzchen in einem Qued und hoffen, dass es in der Nacht keinen Regen gibt. Der Morgen empfängt uns mit strahlend blauem Himmel. Wir haben Besuch. Ein paar Frauen mit bunten Kopftüchern waschen im Fluss unter lautem Palaver das Fett aus frisch geschorener Schafwolle. Sie winken freundlich herüber und tuscheln hinter vorgehaltener Hand über die seltsamen Fremden und ihr martialisches Blechungetüm.

Wenig später röhrt unser Mog über die ersten Ausläufer des Hohen Atlas und prustet schwarzen Qualm aus dem Auspuff. Von engen Spitzkehren folgt der Blick den tiefen Einschnitten nach unten, die sich in weite Täler öffnen, umrahmt von den Kegelsilhouetten der umliegenden Berge.

Irgend etwas beginnt nach einigen Kilometern nervenzermürend unter dem Fahrerhaus zu quietschen. Das Ächzen passt sich langsam dem Rhythmus der Fahrerhausbewegungen an. Wahrscheinlich die Stoßdämpfer. So ziemlich die einzigen Teile, die so alt sind wie der Wagen selbst. Auch der Motor klingt ein wenig kurzatmig. Ein Blick auf unser GPS-Gerät zeigt den Grund. Auf über 1900 Meter Höhe wird die Luft halt dünner.

Aus der "Schlucht der Gazellen" blinkt türkis der Fluss zur Straße herauf, die sich als schmales Band an die Felsklippen klammert. Saftig grüne Gärten mit Dattelpalmen, Oliven, Aprikosen-, Pfirsich und Feigenbäumen säumen das Ufer. Kinder stehen allenthalben am Straßenrand mit kunstvollen Pyramiden reifer Früchte vor sich, winken und gestikulieren, damit wir anhalten und sind enttäuscht, wenn wir trotzdem weiterfahren.

Es ist unmöglich, allen etwas abzukaufen, doch man kann die Kinder mit ihrer manchmal aggressiv fordernden Art verstehen: Marokko ist kein reiches Land, und es ist nicht immer leicht, den Lebensunterhalt zu verdienen. Wir brechen mit protzigen Gefährten in ihre Armut ein, wollen am liebsten noch Dutzende Photos aus ihrer Privatsphäre und erwarten auch noch, dass sie uns dafür lieben.

Rachidia ist eine seltsame Mischung aus afrikanischem Basar und arabischer Märchenstadt - und eine der wenigen Städte, in denen man sich als Tourist frei und ungezwungen bewegen kann, ohne sofort von selbsternannten Führern, Geschäftemachern, Zigarettenhändlern und bettelnden Kindern als exotische, aber lohnende Melkkuh beschwatzt zu werden.

Auf dem Souk herrscht buntes Treiben. Gemüsehändler räumen Kisten mit Tomaten, Äpfeln, Paprika, Zwiebeln und Melonen vor die Stände, ein zahnloser Alter hockt hinter einem riesigen Berg leuchtend grüner Pfefferminze, Frauen in farbenfrohen Gewändern feilschen um Preise, es riecht nach Gewürzen und Tee und frischem Brot - zwei Stangen für umgerechnet 20 Pfennige. Wir füllen unsere Vorräte auf, bevor wir südlich von Erfoud die Teerstraßen verlassen und für eine gute Woche in den Weiten der Hamadas untertauchen werden.

In der blauen Quelle bei Ksar Meski sind wir wieder Touristen. Abdul begrüßt uns auf Deutsch und verweist verbindlich und stolz auf die lange Liste deutscher Freunde, die alle

bei ihm zu Gast gewesen sind. Freundlich grinsend bietet er auch für jeden Bereich menschlicher Bedürfnisse seine Hilfe an oder hat zumindest einen oder zwei Cousins, die uns im Problemfall jederzeit zur Verfügung stünden - gegen ein kleines bescheidenes Bakschisch versteht sich. Nur was du bereit bist zu geben, Fremder... .

Drei Jungs führen uns von der Quelle durch die Gärten zur enternten Ruine einer einst mächtigen Kasbah. Dass keiner des anderen Sprache wirklich versteht, fällt kaum störend ins Gewicht. Mit Kindern versteht man sich überall auf der Welt auch ohne große Worte. Am Ende sind wir eingedeckt mit der kompletten, in Gras geflochtenen Tierwelt Marokkos: Kamele, Hunde, Skorpione und Schlangen, die später als lange Prozession das Armaturenbrett unseres Lasters zieren sollen.

In Erfoud füllen wir noch einmal die Tanks unseres Lasters randvoll. Der Tankwart grinst und freut sich. Dreihundert Liter Sprit wird er nicht alle Tage auf einmal los. Dann machen wir, dass wir schleunigst aus der Stadt herauskommen. Der 25. falsche Targi, der uns in die Wüste führen will, ist schließlich zuviel für uns.

Wir lassen das lärmende Treiben hinter uns und halten auf die Hügel in der Ferne zu, Reste eines prähistorischen Riffes, voll von Fossilien - zu alt für Saurier. Ein paar Lehmhäuser, fast unsichtbar an die braunen Felsen geschmiegt, tauchen auf. Im Hof türmen sich Versteinerungen, Kinder umringen uns, und die Großmutter schüttelt uns freundlich die Hand. Ein Lagerplatz? Wo immer wir wollen. Gerade noch in Sichtweite der Gebäude lassen wir uns häuslich nieder. Mbarek Segaoui, der Eigentümer, kommt abends auf einen Sprung vorbei. Er ist Berber wie fast alle hier im Süden, und sein Deutsch und Englisch ist so mager wie unser Französisch oder Arabisch. So erschöpft sich die Konversation in ausladender Gestik und bedeutungsschweren Grimassen. Dinosaurier? Die Segaouis kennen sich aus mit versteinerten Knochen. Fünf Brüder, noch in Nomadenzelten aufgewachsen, sind heute Spezialisten für Fossilien und teilen sich die Arbeit in ihrem Laden in Erfoud, von dem aus sie Museen in aller Welt mit Exponaten beliefern.

Mbarek lädt uns in sein Haus ein. Im Licht der Gaslaterne wühlt er in Stapeln von Papier und erscheint mit einer geologischen Karte Afrikas. Sein suchender Finger kommt über einem Farbstreifen irgendwo in der Kern-Kem-Region zum Stillstand. Steine aus der Kreide, genau richtig, zwei Tagesreisen von hier, in einem schmalen Wüstental, das nach Algerien weist.

Mitten im nächsten Sandsturm brechen wir auf nach Süden. Der Asphalt endet abrupt, und auf dem holprigen Waschbrettbelag beginnt unser ächzender Laster zu tanzen. Weiße Schwaden fegen über die Piste, von Zeit zu Zeit trommeln kurze Regenschauer gegen die Scheibe, während wir gleichzeitig in einem wabernden Meer aus Staub zu schwimmen scheinen. Die Telegrafenerleitung, die die Richtung vorgibt, ist kaum zu erkennen. Auch vom Erg Chebbi, dem einzigen größeren Dünengebiet Marokkos, nehmen wir allenfalls die Umrisse wahr.

Der letzte marokkanische Außenposten vor der algerischen Grenze ist Taouz. Den Schlagbaum der Militärs umfahren wir weiträumig. Inmitten einer Scharjohlender Kinder, die nach Zigaretten und sonst was schreien, suchen wir die Piste nach Westen, die in Zagora am südlichen Ende des fruchtbaren Dräa-Tals endet.

Irgendwo im weichen Sand vor dem nächsten Dorf verliert sich die Spur und ist nicht mehr zu finden. Für zehn Dirham springt einer der Jugendlichen als Führer auf das Trittbrett. Gerade als die Piste vor uns auftaucht und wir ihn absetzen wollen, fliegen schwarze Tropfen aus dem vorderen Radkasten. Unter Zischen und Blubbern verteilt sich ein guter

dreiviertel Liter Öl über das linke Vorgelege. Beim Zuschalten des Allrads ist der Druckschlauch von der Achse gerutscht. Es gelingt mir, den Schlauch wieder über den Stutzen zu schieben und die Schelle anzuziehen. Hände und Klamotten sind anschließend gut gefettet.

Mit wehendem Turban schließt ein weiterer Guide zu uns auf. Keuchend und eindringlich warnt er uns vor den Gefahren der Piste, stammelt von zu Tode gekommenen Touristen, Minenfeldern und unüberwindbaren Sanddünen, nur er könne uns beschützen. Kurzum, er will mit. Dankend lehnen wir ab. Wir brauchen keinen Führer.

Durch die Dunstschleier wehen den Sandes zieht sich die Piste nach Westen. Wir rumpeln durch trockene Wadis, vorbei an Palmenoasen und einsamen Wüstendörfern und den ersten Ausläufern niedriger Sanddünen. Schemenhaft in der Ferne glauben wir die Klippen der Kern-Kem-Region auszumachen.

Am nächsten Tag ist der Himmel tiefblau und die Tafelberge um einiges näher gerückt. In Remlia, einer kleinen Oase mitten im Nichts, stoßen wir auf die ersten Spuren der amerikanischen Expedition. Die Schule war einst das Basislager. Kinder schleppen von irgendwoher Knochenstücke herbei, die beim Aufbruch vergessen wurden. Einer der Jugendlichen glaubt zu wissen, wo die Amerikaner hingefahren sind. Er heißt Mohammed und muss in den nächsten Tagen nach Rachidia zu Schule. Da das einzige Auto des Dorfes kaputt ist, beschließen wir ihn nach Erfoud mit zurückzunehmen. Vorher soll er uns aber zeigen, wo die alten Knochen liegen.

Die Piste verschwindet in den tiefen Sand- und Rinnenfeldern eines bewaldeten Queds. Der Diesel brabbelt tief vor sich hin, die Räder mahlen, aber knapp sechs Liter Hubraum sorgen jederzeit für überzeugenden Vortrieb.

Weite topfflatte Lehmpfannen schließen sich an, eine Stunde später kleben flache Häuser an den Hängen, und Nomadenzelte ducken sich wie braune Höhlen an den Ortsrand. In Fraoud finden wir schließlich jemanden, der die Amis vor drei Jahren begleitet hat.

Auch er steigt zu uns in den Unimog. Langsam wird es eng, Den Preis für seine Dienste haben wir vorsorglich vorher festgelegt. Die Nadel des Kompasses zeigt kerzengerade nach Süden, als wir die Siedlung verlassen. Der Sand unter den Rädern geht nach und nach in ein schier endloses Geröllfeld über. Kindskopfgroße Steine soweit das Auge reicht. Der Unimog hüpfert tapfer quietschend über die Felsblöcke, der Schwingsitz arbeitet bis zum Anschlag. Im nächsten Wadi ist Ende der Fahnenstange, große Polder machen ein Weiterkommen unmöglich.

Wir parken den Mog an einem kleinen Bäumchen. Mit fünf Litern Wasser im Rucksack beginnen wir den Marsch in den flirrenden Dunst über dem Qued. Immerhin sehen die Berge in der Ferne so ähnlich aus wie in dem Bericht, den ich im National Geographic Magazine gelesen habe. Schon nach wenigen Metern klebt die Zunge am Gaumen, und wir sehnen uns in den Schatten des Wagens zurück.

Unter der Hitze aufgewölbte, rissige Lehmplatten knacken unter jedem Tritt. Kein Laut ist sonst zu hören, nur das Scharren der Schuhe auf dem ausgedörrten Boden. Achmed, unser Führer, ist weit voraus. Wie eine Gebirgsziege turnt er über die Findlinge. Bald ist er hinter den Biegungen des Bachbetts verschwunden.

Kurz darauf finden wir ihn wieder, strahlend über beide Backen. In der Rechten schwenkt er triumphierend eine prächtige Dornschwanzagame: Schwarzer Bauch, leuchtend roter

Rücken, ein Festschmaus. Das arme Tier wirkt überhaupt nicht glücklich. Ergeben baumelt es in seiner Hand.

Eine Stunde später sind wir am Fuße des Abbruchs angekommen. Irgendwo weit oben, unsichtbar hinter Geröllblöcken von gewaltigen Ausmaßen, blinkt ein rotes Sandsteinband in die weite Ebene. Es riecht förmlich nach Sauriern. Die 200 Höhenmeter kosten uns eine weitere Stunde und jede Menge Körperflüssigkeit. Von der Kletterei bei gut 45 Grad ohne Schatten völlig erledigt, erreichen wir nach Sauerstoff japsend das Sims in luftiger Höhe. Achmed stöbert, die Agame schwenkend, in alten Erosionslöchern. Nach einer Weile winkt er mir und deutet auf eine schwarzbraune Spitze, die wie ein kleiner Dolch aus der Erde ragt.

Mir stockt der Atem. Ich traue meinen Augen nicht. Zahnfragmente, ungefähr 90 Millionen Jahre alt. Von wegen Schnapsidee! Langsam bekomme ich einen Blick für all die kleinen braunen Splitter um mich herum. Wir stehen mitten auf einem Saurierfriedhof. Oder zumindest den verstreuten Überresten eines der kolossalen Urviecher.

Wahrscheinlich hat ein prähistorischer Fluss die sterblichen Überreste in der Gegend verteilt, bevor sie von Sedimenten zugedeckt wurden. Was für ein Tag! Wir sind tatsächlich am Ziel. Man sollte es nicht für möglich halten.

Aber es kommt noch besser. Zurück in Remlia in Mohammeds Elternhaus, im behaglichen Dämmerlicht des Wohnraums auf dem dicken Besucherteppich bei Datteln und grünem Tee, die Erlebnisse des Tages noch vor Augen, drückt mir sein kleiner Bruder ein dunkles Etwas in die Hand, das sich anfühlt wie ein rauer Kiesel. Ich halte das Stück in das spärliche Licht, das durchs Fenster dringt. Die letzten Sonnenstrahlen spiegeln sich in den glattpolierten Seiten einer steinernen, fünf Zentimeter langen Klinge mit gesägten Rändern. Für mich? Er nickt schüchtern. Wow! Ich halte den ersten kompletten Saurierzahn meines Lebens zwischen den Fingern.

Jetzt auf dem endlos langen Heimweg von Spanien über wohlgeteerte Autobahnen, den brummenden Diesel unter dem Hintern, ziehe ich ihn von Zeit zu Zeit aus der Hemdtasche, nur um zu sehen, dass das alles kein Traum war.

## REISE-INFO MAROKKO

**Anreise:** Mit dem eigenen Wagen über die Route Frankreich-Spanien und mit der Fähre von Algeciras nach Tanger oder Septa. An Autobahngebühren fallen hier fast 500,- DM an, dazu kommen die Treibstoffkosten. Für 2500,- DM (einfache Fahrt, Lkw über 6 Meter Länge und 2,70 Meter Höhe, Außenbordkabine für zwei Personen) kann man es deutlich bequemer haben: Von Sete/Südfrankreich nach Nador, südöstlich von Tanger, fährt man rund 36 Stunden. In der Nachsaison ab September ist man auf den Fähren fast allein.

**Fahrzeug:** Unser Laster war ein Ex-Bundeswehr-Pritschen-Unimog, den wir in dreijähriger Bauzeit zerlegt und in mühevoller Kleinarbeit zu einem hochgeländetauglichen Expeditionslaster zusammengesetzt haben. Das Konzept "robustes Fernreisefahrzeug mit Schlafmöglichkeit" hat sich auf dieser Test-Reise voll bewährt, selbst der Spritverbrauch hielt sich mit durchschnittlich 22 Litern *Diesel* auf 100 Kilometer in erträglichen Grenzen. Natürlich kann man Marokko auch mit Geländewagen und Zeltausrüstung bereisen, ein robustes Allradfahrzeug sollte es aber schon sein.

**Treibstoff** - Die Spritversorgung ist selbst für Wüstentouren kein Problem, man sollte aber bedenken, dass in sandigen Quets und Geröllfeldern der Verbrauch ansteigt.

**Geld:** Im Norden kann man inzwischen mit Kreditkarten tanken. Offizielles Zahlungsmittel ist der marokkanische Dirham, oder auch im Süden schlichter Tauschhandel, von T-Shirts bis Taschenlampen.

**Reisezeit:** Hitzefans reisen von Juni bis August, Beste Reisezeit ist Herbst und Frühjahr. Im Winter sind viele Pässe im Atlas schneebedeckt und für Fahrzeuge aller Art gesperrt. An der Küste im Norden und Westen herrscht moderates Mittelmeerklima, jenseits des Atlas sind 45° C auch im September an der Tagesordnung, auch nachts wird es manchmal nur unwesentlich kühler.

**Literatur/Karten:** Reise Know-How Marokko, 44,80 DM; DuMont Kunstreiseführer Marokko, 44,- DM; R+V Str.-Karte 1:800.000, 14,80 DM.

**Verhalten:** Die manchmal etwas penetrante Kontaktfreudigkeit vieler Marokkaner ist am Anfang etwas gewöhnungsbedürftig. Viele Jugendliche testen gerne, wie weit sie mit den Touristen gehen können, bei Wahrung einer freundlichen Bestimmtheit trennt man sich aber meist mit Respekt voneinander. Es gibt freundschaftliche Geschenke und den Gegen wert für erbrachte Leistungen. Dazwischen liegt nichts. Man sollte individuell helfen, wo es nötig und möglich ist, die flächendeckende Verteilung von Feuerzeugen, Kugelschreibern und sonstigem Tand sollte man aber tunlichst unterlassen.